

Die Schulen der Stadt Aarau von 1875 bis 1911

Autor(en): **Tschopp, Charles**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauer Neujaarsblätter**

Band (Jahr): **43 (1969)**

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-558906>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Schulen der Stadt Aarau von 1875 bis 1911

Die vorliegende Arbeit gründet sich auf die Schulberichte jener Zeit, die wir als die «gute alte Zeit» zu bezeichnen geneigt sind. Aber noch keine «gute alte Zeit» hat sich selbst als «gute» und erst recht nicht als «alte» bezeichnet, am allerwenigsten das letzte Viertel des vergangenen Jahrhunderts. Im Gegenteil, die Fortschritte und allgemein die Veränderungen wurden heftig empfunden; die Rektoren entschuldigten damit die Zerstreutheit und Zerfahrenheit der Schüler.

1875 wurde das neue Pestalozzischulhaus von den Aarauer Schulen – Gemeinde- und Bezirksschulen – bezogen. Mit ihnen kam auch das Töchterinstitut und das Lehrerinnenseminar. («Pestalozzischulhaus» hiess es allerdings erst von 1927 an, zum Andenken an den hundertsten Todestag Pestalozzis. Böse Mäuler behaupteten damals, die Bezeichnung erinnere an das lateinische «lucus a non lucendo».)

1873 war das schon längst bestehende, von Aarauern begründete Töchterinstitut durch Vertrag mit der Erziehungsdirektion um das Lehrerinnenseminar erweitert worden. Institutsschülerinnen, die nach allgemeiner Bildung strebten, aber auf Fächer wie die Mathematik meistens verzichteten, und zukünftige Lehrerinnen sassen hinfort in den gleichen Klassen zusammen. Das Seminar bedeutete ursprünglich gewissermassen eine bessere Ausnutzung der durch das Institut gegebenen Organisation. Später wurde es immer wichtiger, während das Institut immer unwichtiger wurde, bis man das fast ausgestorbene Institut 1935 aufhob und durch eine Schule ganz anderer Art, die Töchter-
schule, ersetzte.

Die Kantonsschule hatte seit Anbeginn (1802) im heutigen Bezirksamt gehaust, bis sie 1896 in den Prachtsbau im «Schwamengarten» zügeln konnte. In das alte, freigewordene Gebäude zogen Institut und Seminar. Damit wurde das überfüllte Pestalozzischulhaus ein erstes Mal entlastet; die Verhältnisse waren

nämlich ganz unleidlich geworden, mussten doch bis 1200 Schüler beherbergt und dazu etliche Sammlungszimmer bereitgestellt werden. Für 1892/93 hatten Institut und Seminar ein Zimmer auswärts gesucht und in der Feerschen Villa (heute das katholische Pfarrhaus) gefunden. Aber die Belastung des Bodens durch ein Dutzend schwere Tische und durch eine Schülerinnenklasse war zu gross; bald zeigten sich in der Stuckdecke des untern Stockes verdächtige Risse . . .

1911 nahm das neugebaute Zelglischulhaus die Bezirksschule auf zur zweiten, schon wieder bitter nötig gewordenen Entlastung des Pestalozzischulhauses. Auch Institut und Seminar waren froh, die sehr unbequeme alte Kantonsschule verlassen zu können und im stolzen, hochgelegenen Bau einziehen zu dürfen.

Bezirksschule und Seminar (mit Institut und seit 1935 mit der Töchterschule) lebten etwa wie Fuchs und Dachs in derselben Höhle bis 1955 zusammen. Damals erhielten Seminar und Töchterschule ihren eigenen Bau.

Pestalozzischulhaus, neue Kantonsschule und Zelglischulhaus waren nicht einfach Zweckbauten, sondern «Tempel» oder «Paläste», gewissermassen demokratische Paläste. Bei der Einweihung des Pestalozzischulhauses 1875 schwärmte ein Lokalpoet: «Grossartiger Bau, du stolzer Tempel, du Denkmal ächten Bürgersinnes.» Im Bericht von der Einweihung lesen wir: «Die frohen Gesichter und die glänzenden Augen der Jugend sprachen deutlicher und erhebender, als die schönste Rede es vermocht hätte . . . Man fühlte sich in den neuen Räumen mit einem Schlage ein ganzes Menschenalter in der Civilisation emporgehoben . . .» Noch mehrere Jahre später wurde vom «Tempel der Bildung» gesprochen. 1896 bei der Einweihung des Kantonschulgebäudes sprach der Erziehungsdirektor Gottlieb Käppeli vom «neuen, herrlichen Tempel der Jugendbildung». Und noch 1908 schwärmte dessen Nachfolger, Erziehungsdirektor Müri: Er blicke vom Jura auf das malerische Städtchen, «aus dessen idyllischem Bilde die imposanten Paläste der gemeinnützigen Anstalten, die stattlichen neuen Tempel der Jugendbildung her-

vorleuchten.» 1911 beim Bezug des hochgelegenen Bezirksschulgebäudes rühmten verschiedene Skribenten die neue «Akropolis»; und auch der Ausdruck «Bildungstempel» war damals gang und gäbe, ebenso der «herrliche Zelglipalast».

Die Ausdrücke «Tempel», «Akropolis» haben fast religiöse oder pseudoreligiöse Bedeutung. Was beweisen sie? Den noch ungebrochenen Glauben an die Schule . . . , den wir nicht mehr besitzen.

In Tat und Wahrheit sind Tempel oder Paläste für Schulen gar nicht geeignet. Als Untertitel zum Kapitel «Pestalozzi-schulhaus» könnte man setzen: «Begeisterung und Enttäuschung.»

1872 meldet der Schulbericht: Die Lehrer der Bezirksschule «erwarten mit Sehnsucht die Vollendung des eben jetzt beginnenden Schulhauses.»

1875 wurde es im Frühling bezogen, am 9. Juli unter Begeisterungstürmen eingeweiht.

1878 klagt der Rektor der Mädchenschulen «über die hie und da mangelhafte Wärme und über die allzu trockene Luft in den Lehrzimmern während des harten Winters.»

1879 lesen wir: «Mancherlei Klagen erhoben sich auch in diesem Winter in hygienischer Beziehung gegen das Heizsystem des Schulhauses, welches jedenfalls nicht der Lichtpunkt des sonst so gut eingerichteten Gebäudes ist . . . » Die Zimmer wurden nämlich auf die allerallermodernste Art mit warmer Luft geheizt, die im Keller in Heizröhren erzeugt wurde. Die Luft war trocken und stank. Wo sie in die Zimmer eingeführt wurde, bräunten sich die Wände. «Weisse, reine Wolle, die an das vorher gereinigte Sieb des Ventils (der hereinströmenden warmen Luft) geheftet wurde, war in wenigen Stunden schwärzlich gefärbt.» Lehrer und Schüler litten an Kopfweh.

1885 ertönten ständige Klagen der Lehrer «. . . wegen Störungen des Unterrichtes durch das Hin- und Herfahren der Lokomotiven.» Das bestimmte die Schulpflege, das Bahnhofinspektorat «zu ersuchen, dass das Manövrieren namentlich mit der Ran-

gierlokomotive soviel wie möglich vom Schulhaus entfernt . . . vorzunehmen» sei. Zudem stellte sie fest, «dass das Schulgebäude an einem höchst ungünstigen Platz steht.»

Schlechte Heizung, schlechte Luft, schlechte Lage des Schulhauses; denn die Eisenbahnverwaltung tat natürlich nichts! Dazu kamen 1886 «die beständigen Klagen über die heftige Zugluft in den Gängen, besonders im Parterre des Schulgebäudes.» Diese Gänge wurden damals nicht geheizt. Der Wärmeunterschied zwischen den Zimmern und den Gängen im kalten Winter war empfindlich gross; Kinder wie Lehrer erkälteten sich leicht.

Das Schulhaus war wirklich Tempel oder Palast: Tempel werden nicht geheizt. Und die wunderschönen Paläste, die wir auf Ferienreisen im Hochsommer besuchen, waren in den alten Zeiten im Winter eiskalt. Nur kleinere Räume konnten mühselig und höchst ungleich mit Kamin oder Ofen angewärmt werden.

1889 kamen Klagen wegen der mangelhaften, klaffenden Fussböden: «Diese Fussböden aus Tannenholz sollten nur . . . eine provisorische Anlage bilden. Die ständig reklamierenden Lehrer verlangten Hartholzböden.» Im nächsten Jahr erhielt Zimmer Nr. 15 probeweise einen Parkettboden, der sich bewährte. Aber gleichzeitig jammerte der Hausrektor: «So ist die Einrichtung der Abtritte eine verfehlte. Das Hauptübel besteht aber nicht so sehr in der zu kleinen Zahl von Aborten, sondern namentlich darin, dass in den obern Stockwerken kein Wasser zur Spülung vorhanden ist. Stadtbekannt ist ferner (im Sinne des *ceterum censeo* vorgebracht) unser fehlerhaftes Heizungssystem . . .»

Erst nach weiteren vier Jahren wurde die Abtrittspülung im ersten und zweiten Stock eingeführt, und alle Zimmer im ersten Stock erhielten harte Böden.

Als die Frage einer Neupflasterung der Bahnhofstrasse der Gemeinde vorgelegt werden sollte, bemühte sich die Schulpflege, «dass vor dem Schulhaus zur Vermeidung der Störung des Unterrichtes das geräuschlose Holzpflaster angewendet werde», das damals in Paris und London üblich war.

Ein neuer Missstand wurde mit der Überfüllung des Schulhauses immer deutlicher: Die Schulzimmer waren verschieden gross. Es gab Zimmer, wo 70 Schüler gut Platz fanden, und solche, wo 42 sich schon drängten. Als die Schülerzahl noch gering war und man durchwegs nicht besonders grosse Klassen bilden konnte, war das ziemlich gleichgültig. Aber als die Schülerzahl zunahm, musste man die grossen Zimmer auffüllen. So kam es, dass es Lehrer mit 70, 65, 67 usw. Schülern gab neben solchen, die sich mit 42 begnügen durften (man vergesse nicht, dass z. B. 1902/03 über 1300 Kinder im Schulhaus unterrichtet wurden).

Zu den erwähnten Nachteilen des Schulhauses gesellten sich noch andere, darunter solche, die einem Laien sonderbar vorkommen mögen: Wenn ein Lehrer infolge Krankheit oder Urlaubs fehlte, mussten seine Kollegen die verwaiste Klasse übernehmen. Aber, wie es im Jahresbericht 1877/78 heisst, es war schwer, die Klassen zu beschäftigen und unter Kontrolle zu halten: «Es hat sich gezeigt, dass die Einrichtung des neuen Schulhauses für solche Fälle sehr ungünstig ist, da die Zimmertüren zu weit voneinander stehen, so dass es unmöglich ist, dass ein Lehrer über zwei Zimmer die Aufsicht führen kann.»

1910/11, kurz vor der Erlösung von der Enge im Schulhaus, musste eine Abteilung in den Saal der Kettenbrücke verlegt werden . . . Dann zog die Bezirksschule, wie schon beschrieben, in ihr eigenes Gebäude. Die Warmwasserheizung wurde eingerichtet, auch die Gänge wurden heizbar gemacht, usw. usw. . . . Aber alles zusammengenommen: Welcher Unterschied zwischen dem Palast, den man 1875 bezogen hatte, und dem «Schulhaus» von 1911.

Der neuen Kantonsschule wurde vorgeworfen, sie sei zu weit von der Stadt entfernt. Der Rektor musste im ersten Jahresbericht darauf hinweisen, dass sich Aarau in der Richtung gegen die Kantonsschule entwickle und den «Nachteil» der Lage aufheben werde. Auch von der Bezirksschule brummt es, sie liege allzu abseitig.

Die Kantonsschule war vom ersten Tage an zu klein; die viel grossartigeren Pläne waren unglaublich beschnitten worden. Während über zwei Jahrzehnten änderte sich in der Anzahl der Klassen gar nichts; trotzdem mussten wir, als ich 1915 das Gymnasium besuchte, für Latein in einem schmalen, behelfsmässigen Raum auf langen Bänken hocken. Der Geographieunterricht fand im Keller statt, der Professor für Chemie hauste noch in der alten Kantonsschule . . . Und erst 1916 konnten wir den neuen Anbau beziehen.

Das Pestalozzischulhaus war seinerzeit ebenfalls im Nu gefüllt und überfüllt. Schon 1887/88 schreibt der Hausrektor: «Wir bemerken nur, dass nun sämtliche Zimmer des Schulhauses besetzt sind.» 1889/90 wurde als Zeichnungszimmer die Aula herbeigezogen, und der breite Gang im Westen der Aula musste zu einem Sammlungszimmer für das Seminar unterschlagen werden. (Nebenbei: Das 1955 bezogene Seminargebäude war wissentlich zu klein gebaut . . . Seit einiger Zeit ist es durch ein Barackenlager ergänzt worden.)

Im Gegensatz dazu standen 1911 im Zelglischulhaus erstaunlich viele Räume leer. Gewisse Leute warfen das den Verantwortlichen vor. Aber die Mehrfachführung der Klassen, die neugegründete Töchterschule, die Übungsschulen des Seminars und der Verkäuferinnenschule, dazu neue Unterrichtsfächer usw. füllten in Kürze das Schulhaus so vom Keller bis zum Dach, dass man über diese Voraussicht froh war . . . und froh schliesslich auch, als kaufmännische Schule, Verkäuferinnenschule, Seminar und Töchterschule das Haus verliessen.

Die Organisation der Schulen zwischen 1870 und 1911 war durchaus nicht fest oder gar verknöchert, wie jene Leute vermuten, die alle fortschrittlichen Gedanken für ihre Zeit beanspruchen. Am 16. und 17. April 1873 zogen die Bezirksschüler aus der Hinteren Vorstadt zur öffentlichen Prüfung in den Schwurgerichtssaal des städtischen Rathauses. An die Prüfung schloss sich die hochnotpeinliche Zensur im Kasinosaal. Es ist klar, dass solche Prüfungen mehr die Dressur als die Erziehung

förderten. Darum wurde 1875 verfügt, dass die Jahresprüfungen durch achttägige bis zehntägige Repetitorien ersetzt werden sollten.

Am 3. Mai 1873 fand dann die Aufnahmeprüfung in den Räumen der Knabenbezirksschule statt, das heisst: im dritten Stock des heutigen Vereinshauses. Schon damals klagte man, dass die Jünglinge bis zur Matura zwanzigjährig werden. Man beschloss daher, mehr Schüler schon aus der vierten Klasse der Gemeindeschule aufzunehmen. Erfahrene Lehrer waren allerdings gegen diese verfrühten Aufnahmen, und tatsächlich musste man sie bald bitterlich bereuen: 1872 meldeten sich 59 Schüler zur Aufnahmeprüfung, 11 davon aus der 4. Klasse der Gemeindeschule. 1873 waren es 55, beziehungsweise wiederum 11. Aber im Jahresbericht 1872/73 lesen wir «... dass von 20 seit 1869 aufgenommenen Schülern (aus der 4. Klasse!) höchstens 5 in der Bezirksschule nie sitzenbleiben mussten»; auf die Art ging dann der vermeintliche Zeitgewinn eines Jahres wieder verloren.

Damals war es auch möglich, dass vorgebildete Kinder nach Prüfung gleich in die zweite Klasse der Gemeindeschule eintraten. Die Rektoren wetterten allerdings dagegen, ganz gewiss aus guten Gründen. Der Glanz der Frühreife blätterte häufig wie Flitterzeug ab, und zurück blieb die nackte Enttäuschung. Von 23 Eintretenden in den Jahren 1874 und 1875 erwiesen sich in-nerst Jahresfrist 17 als zu jung. Aber noch 1903/04 gab es Kinder, welche die Aufnahmeprüfung in die zweite Klasse der Gemeindeschule wagten, und erst 1905/06 hob die Erziehungsdirektion diese Möglichkeit auf.

Das erinnert an die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, da man hervorragenden Schülern die Möglichkeit bot, aus der dritten Klasse der Bezirksschule in die Kantonsschule Aarau einzutreten. Das erinnert auch an Berlin, wo man damals «Begabtenklassen» bildete, die in kürzerer Zeit zur Matura führen sollten. Die Berliner Ergebnisse waren allerdings niederschmetternd schlecht: Auch die glänzendsten Schüler hatten ihre schwachen Seiten, und wer in bezug auf ein Fach in die Begabtenklasse gehörte,

hätte häufig für ein anderes Fach gern in einer gemütlicheren Klasse gesessen.

Ursprünglich gab es für das weibliche Geschlecht keine Bezirksschule in Aarau. Dagegen konnten die Mädchen als Fortsetzung der 5. Klasse der Gemeindeschule eine dreijährige «Fortbildungsschule» besuchen. 1871/72 z. B. zählten deren drei Klassen 44, 32 und 20 Schülerinnen. Diese «Fortbildungsschule» wurde nun aufgehoben und im Herbst 1874 eine Mädchenbezirksschule gegründet, die allerdings organisatorisch und auch sonst in jeder Hinsicht von der Knabenbezirksschule getrennt war. 1876 wurden sogar die Rektorate so verteilt, dass der eine Rektor die Mädchen der Gemeinde- und der Bezirksschule betreute, der andere entsprechend die Knaben. Erst zwanzig Jahre später wurden die Rektorate neu geordnet: Lehrer Gysi übernahm als Rektor die Knaben und Mädchen an der Gemeindeschule, Dr. Zschokke (der spätere Professor) die beiden Bezirksschulen.

Wenn man nun die Knabenbezirksschule näher studiert, fällt einem für die siebziger und achtziger Jahre die geringe Frequenz der 3. und 4. Klasse auf. 1871/72 waren in der vierten nur 5 Schüler, wogegen die erste und zweite Stufe parallelisiert werden mussten. 1873/74 fehlte die vierte Klasse überhaupt. Landbezirksschulen starben bis vor wenigen Jahrzehnten in der dritten und vor allem in der vierten Klasse fast aus, weil die Schüler nach vollendeter Schulpflicht, also meistens nach der dritten Klasse, die Schule verliessen. Aber so war es nicht in Aarau. 1865 wurde in Paragraph 140 des Aargauischen Schulgesetzes festgelegt: «Durch die Organisation des Gymnasiums kann dafür gesorgt werden, dass den Schülern, welche nicht Gelegenheit hatten, sich in den alten Sprachen hinlänglich vorzubereiten, ermöglicht werde, sich diesfalls für den Eintritt in das Gymnasium reglementarisch vorgeschriebene Kenntnisse zu erwerben.» Das heisst: Es wurde 1866 ein zweijähriges Progymnasium in Aarau geschaffen. Das Merkwürdige war nun, dass just jene verhältnismässig zahlreichen Landbezirksschulen, die keine Möglichkeit besaßen, Latein- und

Griechischklassen einzurichten, fast keine Kandidaten in das Progymnasium schickten; die Stadt Aarau aber, die es durchaus gekonnt hätte, übergab von 1866 an die zukünftigen Gymnasiasten dem kantonalen Progymnasium. Es geschah gegen die heftige Opposition der Schulpflege und der Lehrerschaft. Das Progymnasium bedeutete eine schwere Schädigung der Bezirksschule Aarau, die ihre besten Schüler nach der zweiten Klasse abgab. Die Schule war regelrecht «geköpft». Erst 1889 wurden die entsprechenden Verträge gekündigt und das Progymnasium auf das Schuljahr 1891/92 hin aufgehoben.

Auch die Mädchenbezirksschule hätte einmal «geköpft» werden sollen: Das Lehrerinnenseminar war ursprünglich dreiklassig. Aber schon früh (z. B. 1877/78) wurden von dessen Lehrerschaft vier Jahreskurse gewünscht; vorerst ohne Erfolg. 1891 war ihr Rektorat der Meinung, dass die zukünftigen Lehrerinnen aus der dritten Klasse der Bezirksschule in das Seminar übergehen und dort die erste Klasse bilden sollten. Der Konvent der Aarauer Lehrer äusserte sich natürlich sehr scharf dagegen, und dem Rektor wurde bedeutet, dass man lieber auf das bisher dreiklassige Seminar eine vierte Klasse aufstocke, was dann auch geschah. Nicht verhindert werden konnte von 1873 bis 1906, dass im einzelnen Fall, nicht grundsätzlich, die besten Schülerinnen der dritten Bezirksschule das Eintrittsexamen in das Seminar bestanden. Anfänglich konnten sogar Schülerinnen aus Sekundar- und Oberschulen diese Prüfung versuchen und bestehen. 1873 waren 65% der Eintretenden unter 15 Jahre alt; 35% darüber. 1878 waren es 17%, beziehungsweise 83%. Und bald wurden praktisch fast keine 15jährigen mehr angenommen, was durch die einfache Tatsache erreicht wurde, dass die meisten jüngeren Kandidatinnen bei der Aufnahmeprüfung versagten.

1891 nahm man ausnahmsweise zwei Klassen Seminaristinnen auf. Die Schülerinnen der einen Klasse wurden in drei Jahren zum Patent geführt und standen als Lehrerinnen 1894 zur Verfügung; die andern in vier Jahren. Diese waren 1895 für den Schuldienst bereit. So fiel kein Jahrgang aus.

Aber als der vierjährige Lehrgang begann, wurden wieder 15jährige in vermehrtem Masse aufgenommen. Selbstverständlich drängte die Lehrerschaft des Seminars selbst auf Erhöhung des Eintrittsalters. Aber bis zur Einführung des neuen Lehrplanes 1908/09 war es grundsätzlich immer noch erlaubt, von der dritten Klasse der Bezirksschule den Sprung in das Seminar zu wagen. Allerdings: Ab 1906 gelang er keiner mehr.

Ältere Lehrer wissen aus den Jahren vor und um 1930, dass an der Kantonsschule der Gedanke auftauchte, die Bezirksschüler schon nach dem ersten Semester der vierten Klasse aufzunehmen, um sie dann in vier Jahren zur Matur zu führen, also die Typen A und B $\frac{1}{2}$ Jahr früher als bisher und gemeinsam mit der O.R. Die besten Schüler wären also der Bezirksschule $\frac{1}{2}$ Jahr früher weggenommen worden, just dann, wenn viele die ärgsten Auswüchse der Pubertät einigermassen überstanden haben und wieder «geniessbar» werden; die Bezirksschule wäre wiederum «geköpft» worden. Man weiss, dass jene Bemühungen wie das Hornberger Schiessen ausgingen.

Aarau besass von 1866 bis April 1871 eine sehr eigenartige Schule für Knaben, die «Fortbildungsschule», die aber nicht mit der später gegründeten Fortbildungsschule verwechselt werden soll. Sie war sehr schlecht besucht. Schon 1869 musste man die erste Klasse mit der ersten Klasse der Bezirksschule verschmelzen: «Das konnte mit Fug und Recht geschehen; denn das neueste Reglement für die Fortbildungsschule ermahnte, diese womöglich auf die Stufe der Bezirksschule zu heben».

1870/71 gab es nur noch 9 Fortbildungsschüler, 5 in der ersten und 4 in der zweiten Klasse der Bezirksschule: «Sie genossen also den ganz gleichen Unterricht wie die Bezirksschüler und benutzten die reglementarische Freiheit, sich von einigen Fächern dispensieren zu lassen, nur in sehr geringem Masse» . . . Und doch steckte darin das Besondere dieser Schule. Einer war nicht Kadett, die andern verzichteten auf das Kunstzeichnen.

Das Schlusswort lautete: «Die Lehrer freuen sich herzlich über den Hinscheid der Fortbildungsschule und wünschen ihr keine

Auferstehung.» Man darf aber trotz des Scheiterns nicht vergessen, dass ein guter Kern im Gedanken steckte, eine gewisse Wahlfreiheit den Schülern zu verschaffen. Diese Wahlfreiheit kennzeichnete ja auch das Töchterinstitut. Man versuchte Bildung, nicht Ausbildung und Ausweise für das praktische Leben zu geben . . . Das moderne Leben aber verlangt Ausbildung und vor allem Ausweise.

Ein Problem, mit dem oft gekämpft wurde, war folgendes: Schon 1875 wurde geklagt, dass von den eintretenden Gemeindegeschülern schon mehr als die Hälfte lesen und schreiben können. «Wodurch es in der Schule schwer, ja unmöglich ist, der Hauptforderung an die Unterrichtsstufe zu genügen: Die Aufmerksamkeit der Kleinen zu fesseln und die Sammlung ihrer Gedanken auf einen Gegenstand nach und nach zu erzielen.» Ein «Fröbelscher Garten» könnte helfen, fanden die Lehrer; und der «Mädchenrektor» Grob führte 1876 dazu aus: Der Kindergarten dürfe selbstverständlich keinen Unterrichtsstoff vorwegnehmen. Für die erste Klasse wünschte er übrigens, dass bloss bis 10 gerechnet werde (und nicht bis 20) und dass man nur die kleinen Buchstaben erlerne . . . Und zu allem verlangt er noch die Koedukation. «Es wurde getrennt (so behauptet er), um an den Mädchen zugunsten der Knaben sparen zu können.» 1886/87 ergänzte Rektor Schachtler: «In der Familie sind die Kinder beisammen, Knaben und Mädchen; sie werden gemeinsam erzogen, und man sieht es fast ungern, wenn in einer Familie alle Kinder nur eines Geschlechts sind. Die Buben werden in diesem Fall wilder und unbändiger, die Mädchen sentimentaler. Die beiden Geschlechter dagegen wirken aufeinander in segensreicher Weise, und an sittliche Gefahr denkt niemand.» Schachtler führte sogar eine Statistik an: «Von den gefallenen Mädchen hatte die Mehrzahl keinen Bruder, und sittlich verkommene Jünglinge umschwebte in der Regel kein guter Schwesternengel.»

Ein geradezu unglaublicher Mangel des Schulsystems der siebziger und achtziger Jahre in Aarau war folgender: Nachdem die Mädchenbezirksschule gegründet war, gab es für Knaben und

Mädchen, die nicht in die Bezirksschule gelangten, nach der 5. Klasse Gemeindeschule überhaupt keine andere Möglichkeit, als wieder in die 5. Klasse zurückzukehren, die damit zur Stockschule wurde, in welcher manche ein zweites, ja ein drittes Jahr hocken blieben.

Die Lehrerschaft schrie förmlich nach einem Aufbau. Wenigstens eine sechste Klasse der Gemeindeschule wäre für Knaben und Mädchen nötig gewesen, schon in Hinsicht auf die Bezirksschule, «die gegenwärtig bei aller Strenge in der Aufnahmeprüfung schliesslich eben doch der gesamten 5. Klasse die Türe öffnen muss, weil sie infolge der mangelhaften Organisation der Gemeindeschule eigentlich nur eine 6. Klasse Primarschule bildet.» Lange wollte man die 5. Klasse nicht einmal verdoppeln, so dass wenigstens Platz für die Zurückgewiesenen vorhanden gewesen wäre. Die Bezirksschule zählte anfangs der achtziger Jahre über ein Dutzend geistig völlig unreifer Knaben, konnte sie aber nicht in die 5. Klasse zurückschieben, weil diese schon 60 bis 63 Schüler zählte. 1882/83 war – um nur ein Beispiel zu geben – die jüngste Fünftklässlerin vom Jahrgang 1872, die älteste von 1867. Endlich, gegen Ende der achtziger Jahre, wurde eine sechste Klasse beschlossen . . . Eine siebente fehlte aber vorläufig immer noch; eine achte schien überhaupt nicht nötig.

Nebenbei: 1892 wurde die «Fortbildungsschule» beschlossen und begründet, die später zur «Sekundarschule» umgetauft worden ist. 1894/95 war sie mit einer ersten, zweiten und dritten Klasse eingerichtet, vorläufig noch unter einem Lehrer. Seither hat sich diese Schule gehörig entwickelt.

Die Aarauer Schulen waren streng und auch nicht streng. Das wechselte mit der Zeit, mit den Lehrern und nicht zuletzt mit der Schulorganisation. 1875 z. B. wurden von 109 Bezirksschülern nur 34 definitiv befördert, 61 provisorisch und 14 removiert. Aber damals musste, wer die Bezirksschule nicht besuchen konnte, als Stockschüler in die 5. Klasse zurück. Deswegen versuchte jeder, in die Bezirksschule zu gelangen. Bei der Aufnahmeprüfung war man grosszügig . . . aber nachher fielen die Opfer.

Wiederholte Male wurden Bestimmungen der Aufgaben und sonstiger Beanspruchungen wegen getroffen . . . und wahrscheinlich bald wieder vergessen. Einzelnen Lehrern hätte man die kursächsische Schulordnung von 1580 einprägen sollen: «Dass denen Knaben auf einmal nicht mehr vorgegeben werden soll, denn sie fassen können; denn die Jugend ist wie ein Krug mit einem engen Mundloch; wenn zuviel darauf gegossen wird, so läuft es neben abe; es sollen die Praeceptores sich dabei erinnern, dass sie, wenn die Jugend ein wenig zu Jahren und Verstand kommen, hernach in einem Jahr mehr ausrichten, denn in dem kindischen Alter sonst in zweien oder dreien hätten erlangen können.»

Das allgemeine Ziel des Unterrichtes wird häufig festgelegt. Man muss sich hüten, von der frühern «Lernschule» und von der heutigen «Bildungsanstalt» zu reden. Zu jeder Zeit war man sich in den massgebenden Kreisen klar, dass es nicht Ziel des Unterrichtes sein kann, auswendig Gelerntes in die Köpfe zu stopfen. Als man am 14. März 1921 eine Eingabe an die Erziehungsdirektion richtete, bildete man sich ein, gewissermassen eine neue Zeit heraufzuführen. Man forderte: «Abkehr vom Erziehungsideal der Aufklärungszeit eines möglichst umfassenden stofflichen Wissens zugunsten einer mehr formalen Ausbildung aller Fähigkeiten, also keine einseitige Verstandesbildung mehr, sondern Willens- und Charakterbildung . . . Die Schule soll eine Stätte der Erziehung sein . . .» usw.

Das erinnert an die vergangenen Jahrhunderte, in denen man dieselben Forderungen stellte, und manchmal auf viel grossartigere Weise; man denke an Montaigne. Das erinnert an die achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts, da es von der Mädchenbezirksschule hiess: «Die Töchter müssen wohl unterrichtet, aber vor allem erzogen werden; nicht das Wissen ist Endzweck, sondern das Sein und das Können.»

Die Zeit von 1870 bis 1900, die wenigstens in Aarau etwas im Windschatten der Geschichte lebte, war in Tat und Wahrheit in den pädagogischen Forderungen, Einrichtungen, Veränderungen bestürzend neu. Modernste Anregungen tauchten auf. Die

Schule war noch weniger einheitlich als heute, da man über die kantonalen Unterschiede klagt. Dazu kamen noch die Unterschiede der einzelnen Gemeinden. Wenn eine verhältnismässig bedeutende Stadt wie Aarau etwas Neues versuchte, wurde es bald von andern Gemeinden nachgeahmt. Wenn sie die Löhne heraufsetzte, wirkte das manchmal bis ins vorletzte Dorf. In vielerlei Hinsichten waren Ortschaften wie Aarau gleichsam Experimentierstätten.

Vieles jener Zeit kommt uns lächerlich, vieles ausgezeichnet vor. Was das Lächerliche betrifft: Warum dünkt uns der Affe vielfach so lächerlich und hässlich? Weil er menschenähnlich ist. Er ist gewissermassen kein blosses Tier, sondern ein selbstverständlich sehr unvollkommener Mensch. So sind die jüngstverflossenen Zeiten in vielerlei Hinsichten unvollkommene Gegenwart. Später, wenn man sie nicht mehr bloss im engen Zusammenhang mit dieser unserer Gegenwart betrachtet, wird man ihnen wieder gerechter werden, wie wir einem vorletzten Stil wieder gerecht werden (dieser Affenvergleich wurde mir einst als sehr unwürdig angekreidet; doch als ich zufälligerweise Schopenhauer nachschlug, fand ich den Vergleich bei ihm in jeder Hinsicht vorgebildet!).

Unvollkommen war der Zeichenunterricht, heutzutage ein Wunderfach. 1876 wurde das sogenannte stigmographische Zeichnen eingeführt, wobei die Schüler der Bezirksschule auf punktierten Blättern grosse Bildtafeln abzeichneten, die mit einem ebensolchen Punktgerüst bedeckt waren. Es kam also nur darauf an, die Punkte richtig abzuzählen, wie Maschen beim Sticken. 1877 folgte als gewaltiger Fortschritt das Zeichnen nach Gipsmodellen. Erst nach zehn regelrecht verlorenen Jahren wurde das stigmographische Zeichnen wieder abgeschafft. Aber noch 1892 war das höchste Ziel des Zeichenunterrichtes «die freie Vergrösserung stilisierter Pflanzenformen nach Herdtl'ses Vorlagen.» Auch am Seminar herrschte damals in der dritten, letzten Klasse nur die «Fortsetzung des ornamentalen Gipszeichnens».

1874/75 erteilte man den Mädchen der obersten Bezirksschulklasse ein zweistündiges Kolleg über die Gesundheitslehre, was

wenigstens auf dem Papier sich sehr gut ausmachte. Das wirklich Wichtige und Heikle wird man gewiss nicht besprochen haben.

1870 und vorher kannte Aarau schon den städtischen Instrumentalunterricht (später wurde er aufgehoben und erst mit dem Bezug der neuen Bezirksschule 1911 wieder eingerichtet): 10 Violinen, 4 Flöten, 3 Klarinetten und 1 Cello wurden zum Ertönen gebracht. Der Musiklehrer hiess Peiniger, und wir wollen hoffen, dass sein Nomen kein Omen war.

Wie kühn und fortschrittsgläubig die Lehrer – wenigstens zum Teil – waren, beweist der Schulbericht von 1873, wo die am weitesten getriebene Verbesserung der Rechtschreibung verlangt wird: «Kleinschreibung; die Dehnungszeichen fallen alle weg; kein ie; der f-Laut soll immer als f geschrieben werden (also kein Vogel-f = v); die Fremdwörter sollen phonetisch geschrieben werden (Nüangkse); die bisherige deutsche Schrift soll als eine Verhunzung der Antiqua aufgegeben werden . . .»

Natürlich handelt es sich dabei nicht um urwüchsige Aarauer Gedanken. Aber es ist immerhin bemerkenswert, wenn in eine sonst stille Bucht die Wellen des weiten Meeres hineinschlagen und von den Stürmen der grossen Welt melden.

Eine eigentümliche Schwierigkeit brachte das Jahr 1894, nämlich die Einführung der Mitteleuropäischen Zeit. Bis dahin hatte die Berner Zeit gegolten, die gegenüber der wirklichen Ortszeit kaum 2 ½ Minuten nachging. Jetzt musste man die Uhr um rund eine halbe Stunde vorschieben. Einige Lehrer wollten deswegen den Unterrichtsbeginn gleich um eine volle Stunde hinausrücken. Aus Bequemlichkeit, sagten die Leute; aber der Schulbericht weist diesen Vorwurf zurück. Nach verwickelten Anpassungsversuchen kehrte man schliesslich doch wieder zum 7-Uhr-Anfang im Sommer, zum 8-Uhr-Anfang im Winter zurück.

Das Turnen litt darunter, dass bis 1911 nur eine, die «alte», heute abgerissene Turnhalle beim südlichen Eingang in das Kasernenareal links zur Verfügung stand. Sie war ständig stau- big, stank von den Aborten her, und wenn ich an sie denke, sehe

ich, wie die Sonne hineinscheint und wie die Milliarden und Abermilliarden goldglänzender Sonnenstäubchen funkeln und tanzen. Sie genügte nie. «Wir behaupten wohl kaum zu viel, wenn wir sagen, dass solch ein schreiender Übelstand an keinem schweizerischen Ort von der Bedeutung Aaraus existiert.» Einzelne Stunden, ja der ganze Turnunterricht mussten z. B. 1900/01 an gewissen Abteilungen ausfallen. 1906/07 wurde ein Teil des Mädchenturnens in den Saalbau verlegt, wo Geräte fehlten. Trotz der misslichen Turnhallenverhältnisse (die bis vor zwei Jahren aber grundsätzlich nicht anders waren als beim Seminar Aarau) war die Zeit spiel- und sportfreudig. Die Lehrer sorgten 1893/94 sogar für besondere Pausenspiele. Allerdings musste ein Rektor 1895/96 feststellen: «Die Ballspiele, die sich in den letzten Jahren namentlich als Pausenspiele stetiger Beliebtheit seitens der Schülerschaft erfreuten, wurden infolge einiger Störungen des Passantenverkehrs polizeilich verboten. Und nun haben wir das alte Bild auf dem Schulhausplatz: Da eine Gruppe sich herumbalgender Knaben, dort ein Trupp Jungens, welche, die Hände in den Hosentaschen, mit recht gelangweilten Gesichtern herumstehen. Welch' Gegensatz zu dem frühern Bild: Eifrig ballwerfende Knaben mit frischen, muntern Gesichtern.»

Seitdem die beliebten Ballspiele verboten waren, wollten die Pausenspiele nie mehr recht in Schuss kommen. Zum Ersatz richtete man für die Knaben eine Art Boccia ein, für die Mädchen wurden Federbälle angeschafft.

Rührend und nicht gerade zu den Pausenspielen passend war der in einer Programmschrift 1881 ausgesprochene Wunsch des Rektors der Mädchenschulen, Schachtler: In seiner etwas unwirklichen Begeisterung wollte er den ganzen Platz zwischen Pestalozzischulhaus und Bahnhofstrasse in einen «Anschauungsgarten» verwandeln: «Und wenn in dem weiten Spielplatz der Gemeindeschule» (dort, wo der Brunnen sich befindet) «ein paar umzäunte Gruppen gepflanzt werden, es wäre immer noch genug Platz zum Rennen und Jagen. Ein kleines Ausrufszeichen der Natur würde auf die wilden Bürschchen recht günstig wirken,

und die Mädchen hätten ihre Freude dran.» Botanik für die Disziplin! Im nächsten Jahre wurde von der Schulpflege wirklich ein Plan von Stadtförster Meisel verlangt . . . und dann blieb alles wieder ruhen.

1884 musste das Turnen an der 4. Klasse der Mädchenbezirksschule aufgegeben werden, da sich zu viele ärztlich dispensieren liessen. Das war schmähsch und hing bis zu einem gewissen Grade mit der Prüderie des Zeitalters zusammen. Als Ersatz wurde ein wöchentlicher, freiwilliger Spielnachmittag für die Mädchen eingerichtet. Man war dabei von Zürich beeinflusst, wo eifrig besuchte «Jugendspiele» organisiert wurden.

1897/98 meldet der Schulbericht der Bezirksschule: «Während der guten Jahreszeit (sie war leider nur selten gut) wurden die Knaben und Mädchen je an einem Wochenabend zu allgemeinen Jugendspielen in der Telli versammelt. Diese Institution scheint sich immer mehr einleben zu wollen, was man im Interesse der leiblichen und geistigen Gesundheit der Kinder nur begrüssen kann.»

1902 lesen wir: «Von den 6 Abteilungen, welche sich bildeten, wurde fleissig gespielt, was nicht nur durch die vom städtischen Turnlehrer als Spielleiter erstatteten Rapporte, sondern ebenso sehr durch die vielen notwendigen Reparaturen an den Spielgeräten und die Reklamationen der Landpächter im Schachen bewiesen wurde. Aber es muss konstatiert werden, dass in jeder Abteilung nur ein kleiner Kern regelmässig an den Spielen teilnahm. 1904/05 hiess es: «Die Spielstunden wurden wegen Platzmangel für dieses Jahr fallen gelassen. Für die Folgezeit sieht die Jugendspielkommission eine neue Organisation der Jugendspiele vor . . .»

Später, als das Bezirksschulgebäude bezogen war, wollte man wenigstens die Zwischenstunden im Sommer als Spielstunden einrichten. Aber bald brachen Streitigkeiten aus, Nachbarn reklamierten des Lärmes wegen, und obwohl das Rektorat schreibt: «Auf keinen Fall darf der Versuch des Jahres 1912 als misslungen bezeichnet werden», so wurde er doch abgebrochen.

Im ganzen wurden 1870 bis 1912 mannigfachste Anstrengungen gemacht, Sport und Spiel unter den Schulkindern zu verbreiten, leider mit einem gleichbleibenden, endgültigen Misserfolg.

In der primitiven Badeanstalt bei der Kettenbrücke hingegen wurde fleissig und freiwillig geschwommen und getaucht. Die Ergebnisse waren nicht schlecht. 1898 waren unter den Mädchen der Bezirksschule 80%, unter den Knaben 87,5% des Schwimmens fähig.

Lehrer, Schulbehörden und Schüler freuten sich, auch ohne Skier, auf den Winter mit seinen Schlittel- und Schlittschuhvergnügungen. Mit Betrübnis wurde vermerkt, wenn diese Jahreszeit nicht ihre legendäre Form erreichte. Auch damals in der «guten alten Zeit» träumte man von einer noch bessern und noch ältern Zeit, da der Winter ganz allgemein und nicht nur im Ausnahmefall Schnee und Eis brachte und gewissermassen seine Pflicht tat. Aber wie oft heisst es: «... über Wintervergnügungen lässt sich bei einem Winter ohne Eis und Schnee schlechterdings nichts melden.» 1896/97: «Zum Schlittenfahren und Schlittschuhlaufen kam es fast nie.» 1898/99: «Auf die Belustigungen in Eis und Schnee musste unsere Jugend unter der milden Herrschaft des vergangenen Winters wiederum verzichten.» Auch der folgende Winter soll fast keinen Schnee gebracht haben. 1901/02: «Im Winter war uns der Eissport wieder einmal versagt.» Aber 1902/03 jubelte der Rektor: «Als besonders gnädig hat sich der lieben Schuljugend der letzte Winter erwiesen, brachte er doch wieder einmal eine hübsche Eisbahn, auf der wochenlang Hunderte von muntern Schlittschuhläufern herumtummelten. ...» Aber 1903/04 heisst es wieder: «... nur mit dem Wintersport im Freien war es kläglich bestellt.»

Im Anschluss an die Besprechung der Turn- und Sportmöglichkeiten scheint es fast logisch, das Kadettenwesen zu behandeln. Dem ist aber nicht so. Das Kadetten-«Spiel» wurde in erster Linie als eine militärische Angelegenheit betrachtet. Noch in meiner Jugendzeit hiess es: Das Aarauer Kadettenwesen sei eine halbe Rekrutenschule wert.

Im Schuljahr 1908/09 endete ein Manöver der kantonal zusammengesetzten Kadetten bei der Echoline. Zuerst sangen die Burschen das Sempacherlied. Dann sprach der Erziehungsdirektor Müri, und wir dürfen, oder vielmehr müssen, seine Worte als beispielhaft auffassen: «Warum, so frage ich am heutigen Tage der ungetrübten Jugendlust und Festfreude, die aus aller Augen strahlen, der ernste Gesang vom tragischen Heldentod, von Speerwucht und wildem Schwertkampf, von Schlachtstaub und heissem Blutdampf? Hat vielleicht das frohe, heitere Waffenspiel, das uns heute zusammenführt, neben dem festlich frohen einen tiefen Zweck und Hintergrund? Jawohl, ein hoher Sinn liegt oft im kindlichen Spiel». Es ist die Vorbereitung der Jugend auf die schwere, heilige Bürgerpflicht, als Wehrmann das Vaterland, den heimischen Herd, unsere Freiheit und Unabhängigkeit gegen fremde Anmassung und Gewalt zu verteidigen und, wenn es sein muss, sein Leben für diese höchsten Güter in die Schanze zu schlagen. Ihr werdet euch aus der Geschichte erinnern, dass schon im klassischen Altertum die Jugend für den harten Krieg ausgebildet und so der Grund gelegt wurde zu den glänzenden Siegen des kleinen Griechenvolkes über die Weltmacht des Perserreiches . . . Ihr sollt euch vor allem die unerlässlichen moralischen Eigenschaften der braven Soldaten erwerben, Gehorsam und Mut, Ausdauer, Mannszucht, Tatkraft und Treue und alle jene herrlichen soldatischen Tugenden, welche die Zierde eines freien Mannes und Vaterlandsverteidigers werden . . .»

Solche Gedanken wurden, wenigstens während der Begeisterung eines Festes, geglaubt, auch wenn die angehängten Gewehre der Erstklässler-Bezirksschüler fast oder ganz am Boden schleppten.

Die Kadetten schossen in den Gehren (bis 1904/05), später im Gönhard . . . Allerdings 1897/98 hiess es: «Nach der Aussage der Instrukturen sollen von 124 Gewehren kaum acht bis zehn zum Scharfschiessen brauchbar sein. Das passte schlecht zur Kriegsbereitschaft gegenüber den Persern.

Zur kurzen Besprechung der Disziplin übergehend, möchte ich einen Gedanken Senecas wiederholen: «Du irrst, mein Lucilius, wenn Du die Üppigkeit, Sittenverderbnis und das übrige, was jeder seiner eigenen Zeit vorgehalten hat, für einen Fehler unseres Jahrhunderts hältst: Das sind die Fehler der Menschen, und nicht der Sitten.»

Natürlich standen die Kinder andern Anschauungen und andern Verhältnissen gegenüber; aber sie antworteten darauf nicht anders, als die heutigen Kinder darauf geantwortet hätten. Einmal muss der Schulbericht zugeben (1901/02), «dass die <Untugenden> nur zum Teil auf das Konto der Jugend geschrieben werden können. Sie sind doch Kinder der heutigen Zeit.»

Wo einmal eine wirkliche Unzufriedenheit mit dem Betragen der Schülerschaft ausbricht, wirkt sie heute fast lächerlich: «Die Mädchen insbesondere sollen kindlicher bleiben und ihre einfältigen Liebeleien, wie sie leider bei uns Mode geworden sind, solange sie zur Schule gehen, unterlassen (1906/07).» Sie sollen! Aber wie?

Auch 1909/10 gab die Schülerschaft wieder einmal reichlich Anlass zur Unzufriedenheit. Der Klagepassus endet: «Wir gönnen der Jugend ihre Freude, aber die Sophrosyne der Griechen soll ihre erste Tugend werden.» Also sogar griechisch sollten die Kinder lernen und erreichen, was die alten Griechen selbst meistens nicht erreichten: Die Fähigkeit, den rechten Mittelweg zu halten zwischen Strenge und schlaffer Nachgiebigkeit, zwischen Genuss und Askese, Verschwendung und Geiz, zwischen abweisender Kälte und plumper Vertraulichkeit ... Und sie sollten jene «mediocritas» erstreben, die wir «aurea» oder die «goldene» nennen dürften.

In den Jahren 1870 bis 1910 verbreitete sich die Gewohnheit, Schulreisen durchzuführen. Die Eisenbahnen, die von 1850 an aufkamen, schufen die Möglichkeit, mehr als blosse Ausflüge zu unternehmen. Schulreisen waren viel nötiger und sinnvoller als heute: «Jetzt gibt es Schüler bis in die oberste Klasse der Bezirksschule, die noch keinen See, geschweige denn einen Gletscher zu Gesicht bekommen hatten (1872/73)».

Wohin ging man? Sehr gern nach Zürich, über den Zürichsee, auf den Pfannenstiel oder Uetliberg. Von einer Reise nach Horgen und auf den Bocken schliesst der Bericht: «Das sind schöne Bilder, die den Schülerinnen noch lange in Erinnerung bleiben werden und die sie für die schriftlichen Arbeiten verwerteten.»

1887/88 wurde die kennzeichnende Schilderung einer Schülerin von der Uetlibergreise in den Schulbericht aufgenommen: Zürich «ist so recht der Ort, wo jeder Gegenstand die Bildung, den Kunstsinn und das individuelle Leben eines wackern Handelsvolkes ausdrückt. Bewundernd stehen wir da vor den mit Schnitzereien und Säulen verzierten Villen.» Welch merkwürdiges Erlebnis war Zürich für dieses Kind. Vom Anstieg auf den Uetliberg schreibt sie mit offensichtlich lehrerlicher Genehmigung: «Hunderte von idyllischen Häuschen gucken aus ihrem waldähnlichen Versteck empor und erinnern uns an die Worte, die Schiller in seinem Berglied ausdrückt:

«Aus des Lebens Mühe und ewiger Qual,
möchte ich fliehn in dieses glückselige Tal.»»

Oben angekommen bricht sie in Begeisterung aus: «Den Mittelpunkt unseres Gemäldes bildet die Herrscherin des Handels, das schweizerische Athen, das seine Polypenarme weit nach allen Seiten ausstreckt . . . Nie wird die Erinnerung an diesen Tag in unserer Seele erlöschen, und wir hoffen, dass der sittliche Kern, der einen solchen Tag zu einem wahren Jugendfest krönt, sich immer mehr entfalten möge zur Freude derjenigen» (nämlich der Lehrer), «die ihn veranstalteten.» Der sittliche Kern wird Mühe gehabt haben, den Tag zu krönen . . . Aber so schrieb man damals. Man lernte Floskeln auswendig und versuchte sie anzubringen.

Noch 1907 wird Zürich bewundert: «Der grosse Teil unserer Schar hat die Grossstadt noch nicht gesehen und bestaunt nach Gebühr die mächtigen Gebäude der Bahnhofstrasse und den langgestreckten Markt, auf dem ganze Berge von Gemüse und Blumen der Käufer warten . . . Aufgepasst! Ein «Benzinist» tutet

vorbei, ein Pferdefuhrwerk folgt, zwei, drei andere kreuzen die Strasse. Alle Augenblicke schießt der elektrische Wagen (das Tram) hinauf und hinunter . . . Jetzt blitzt der See auf.» Welcher Schrecken über den einzigen Benzinisten!

So kamen sie von den Schulreisen heim, «blumengeschmückt die Jungen» (sie trugen auch Kränze und Efeugeflecht) «und blumenbeschenkt die Alten». Das Wichtigste aber nach den Berichten war offenbar das Schreiben von Ansichtspostkarten und das Essen, offeriert von vielen «wackern» Wirten.

Das ist klar: Die Schüler waren früher häufiger krank als heute. Immer und immer wieder traten Scharlach auf, Diphtherie, Masern, Pocken, arger Katarrh usw. Man musste einzelne Klassen heimschicken oder ganze Schulen schliessen. Die Lehrer, die man gerne verdächtigte, dass sie Freude an den krankheitsbedingten Ferien hätten, kämpften im Gegenteil für das Schulehalten und fanden die Vorbeugungsmassnahmen übertrieben.

Nicht nur kränker, auch ärmer waren in der Zeit zwischen 1870 und 1911 viele Schüler und die sozialen Unterschiede gewaltig. Die Kinder reicher Eltern betrachteten sich fast als eine besondere Menschenrasse; sie wurden leider von gewissen Lehrern auch mit besonderer Rücksicht behandelt. Andererseits gab es in schmusligen Hudeln schon zweimal hockengebliebene Fünftklässler, die jeden Tag eine Stunde früher von der Schule entlassen werden mussten, damit sie die Zeitungen vertragen konnten. Es geschah aber sehr viel zugunsten ärmerer und womöglich noch kranker Kinder.

Im letzten Jahrhundert wurden von 1879 an wechselnde Ferienkolonien eingerichtet. 1880 ermöglichte man 30 Knaben und Mädchen einen Aufenthalt von drei Wochen auf dem Stalden bei Brugg. 1899 bezog die Ferienkolonie den Hof Haltenbüel, 150 Meter über dem Aegerisee. Von 1901 an besass die Stadt ein eigenes Ferienheim auf der «Beguttenalp» bei Erlinsbach (der Name ist offenbar erfunden und nach der «Beguttenbuche» auf der Saalhöchi gebildet. Die Bezeichnung dieser «Alp» auf 660 m ü. M. klingt verdächtig. Die Wiese unter der Gälflue, wo das

Ferienheim steht, hiess von jeher einfach Chüeweid). Es waren gewöhnlich zwei Kolonien für je drei Wochen. «Wenn im Sommer viele Kinder reicher Eltern in die Ferien oder zu Verwandten an schönen Orten gehen können, bleibt so manch eines dürftig, schwächlich, mit gebleichten Wangen, schlecht genährt und gehalten, mit den deutlichen Symptomen der Skrophulosis und Blutarmut etc. wehmütig zurück ... Aber ein helles Glöckchen (nämlich das beim Ferienheim) ruft: Komm du müdes, armes Menschenkind, hier oben ist gut sein, da sollst du gesunden und erstarcken, dass du mit roten und gebräunten Wangen und wieder froher als je deinen Schulweg gehen darfst.» Gewiss ein rührender Passus!

Von jenen, die ihre Ferien auf der Beguttenalp verbringen durften, meldet der Schulbericht 1905/06, dass sie «für einige Wochen auf den Höhen des Lebens (damit ist die «Alp», 660 m ü. M., gemeint) als Kuranten sich tummeln dürfen». Natürlich waren die Aufenthalte nicht immer von schönem Wetter begünstigt; man kennt ja unsern launenhaften Sommer. Im Bericht für 1912/1913 lesen wir: «Das Feuer der Begeisterung für das Nationalfest wurde durch die vom Himmel strömenden Wasser abgekühlt und dem Erlöschen nahe gebracht. Angefacht durch die erhebenden Worte des «Vaters» (= Kolonieleiter), sekundiert von «Mutter» und «Tante», flammte sie wieder auf und äusserte sich in vaterländischen Liedern, im brausenden Lebehoch und in einigem kleinerem Feuerwerk.»

Nebenbei: Wegen der vielen Gesundheitsmängel begann man zu Anfang dieses Jahrhunderts, die Neueintretenden zu untersuchen: 1900/01 waren von 150 Kindern 53 krank oder schwachsinnig oder litten an Anomalien der Gesichts- oder Gehörorgane. 1903 waren es 41 von 164, 1904 wurden etwa ein Drittel der Neueintretenden «beanstandet». Wenn wir also moderne Statistiken lesen, brauchen wir nicht besonders zu erschrecken. Die «gesunde alte Zeit» gab es nie!

Zur Gesundheitspflege gehörte auch die Bekämpfung des lästigen Ungeziefers. Eine besondere «Laustante» kam gelegentlich

zu den Gemeindeschulklassen und untersuchte die Kinder auf Kopfläuse und Nissen. 1904/05 wurden zum Beispiel 27 verlauste Kinder festgestellt. Besonders an der Wurzel des Zopfes entdeckte man nicht selten Ungeziefer. (Als ich in die Gemeindeschule ging, wurde eine kleine Freundin tief beleidigt, weil die Laustante unter ihren dicken Zöpfen . . . nichts fand, aber dabei brummte: «Merkwürdig, dass keine Läuse vorhanden sind . . .») Es kam nicht selten vor, dass Eltern bestimmt und scharf verlangten, dass ihr Kind nicht neben einem verlausten Kameraden sitzen durfte.

Zur Gesundheitspflege gehörte im weiteren Sinn auch eine Untersuchung, ob die Schüler über Gebühr für allerlei Arbeiten, Spetten, Brot- und Fleischaustragen, Kinderhüten, Gläserputzen, Kantinenbringen, Kegelaufstellen usw. usw. beansprucht wurden. Sonderbarerweise kriegten die kleinen Schüler für die niedrigste Arbeit – Pferdeäpfelauflesen – den grössten Lohn mit bis zu 3 Franken in der Woche.

Neben die Ferienkolonie trat früh die Milchkur für Kinder, die in Aarau bleiben mussten. 1902/03 wurden zum Beispiel während dreier Wochen an drei «Trinkstationen» Milch und Brot an 143 «Milchkuranten» ausgeteilt.

Nicht genug damit, gab es eine Suppenaktion: Während 8 bis 9 Wochen wurde jeweilen im zweiten Winterquartal eine Mittagsuppe an ungefähr 120 bis 150 Schulkinder ausgeteilt. Jeden Tag, ausgenommen Sonntag, betrieb man diese «Kindersuppenanstalt». Zur Suppe gab es noch ein währschaftes Stück Brot.

Auch das war nicht alles: Im Frühjahr und Sommer «wurden die reinen Reste von Kaffee, Suppe, Brot, Fleisch und Gemüse aus der Kasernenküche durch eine besondere Organisation an etwa 40 bis 50 arme, aber kinderreiche Haushaltungen zur beinahe täglichen Verteilung bereit gestellt.» Ich kann mich noch daran erinnern, wie die armen Kinder mit meist verrosteten und verbeulten Kesselchen bereitstanden und manchmal das Glück genossen, dass ein grosses Stück Fleisch in das Gefäss plumpste. Hie und da aber liessen die Rekruten und Soldaten wenig übrig,

und die Kinder zogen, nicht selten unter gegenseitigem eifersüchtigem Streit, betrübt nach Hause.

Sogar dies war nicht das Letzte: «Speiset die Hungrigen, tränkt die Durstigen», heisse des Herrn Wort; aber auch: «Bekleidet die Nackten.»

Zu meiner Gemeindeschulzeit (1906–1911), aber auch früher und später, wurden die armen Kinder mit Kleidern ausstaffiert: «Willig und nach Kräften wird bei manchem Kinde nachgeholfen, damit das schuldlose, ohne scheel angesehen zu werden, unter seinen Klassengenossen erscheinen darf (1902/03)». Besonders für gutes Schuhwerk war man besorgt, damit das arme Kind «mit demselben Hochgefühl wie andere an der strahlenden Kinderparade (nämlich am Jugendfestumzug) erscheinen und hernach auf ganzen Sohlen sein Tänzchen machen konnte.»

Dass daneben noch vielerlei geschah (und immer noch geschieht), lässt sich denken. 1903/04 wurden an 130 Familien, wie alljährlich, 3510 kg Kartoffeln und 3880 Stück Reisswellen geliefert, und ein Rektor bricht ob der Aufzählung all der Hilfsmassnahmen in den begeisterten, aber sehr merkwürdigen Satz aus: «Es ist eine Freude zu leben!»

Dabei gab es doch herbe Enttäuschungen: «Leider gibt es nicht wenige Hausmütter, die punkto Sorgetragen, Flicken oder Reinhalten der Bekleidung ihrer Kinder erschreckend nachlässig sind . . . Die Fürsorge für die notleidende Jugend ist ein schönes Werk, dem wir mit ganzer Seele anhängen, wenn nur nicht als dunkle Kehrseite empfunden werden müsste: Die Abnahme des elterlichen Verantwortlichkeitsgefühls, die Schwächung des haushalterischen Sinnes, die Erlahmung ernsthafter Selbsthilfe und Selbstachtung. Was von aussen her für die bedürftige Jugend getan wird, sollte nicht ein Ersatz, nur Ergänzung zu dem sein, was das Elternhaus in erster Linie leistet und leisten soll (1904/05).»

Die Enttäuschung war begreiflich. Die Art der Hilfe noch durchaus mittelalterlich. Damals, im Mittelalter, war man fast froh über die Armen, die einem die Gelegenheit gaben, Wohltätigkeit zu üben und ein gutes Herz zu beweisen. Man nährte

und kleidete die Armen, aber man half nicht grundsätzlich, dass sie sich selbst nähren und kleiden konnten. Man gab ihnen Krücken, statt sie zu lehren, wie man ohne Krücken geht.

Zum Schlusse noch einige Bemerkungen: Besonders in den ältern Schulberichten der Periode 1875 bis 1911 treten die alten Aarauer Familien bedeutsam hervor. Verwandtschaft und Bekanntschaft spielten eine gewaltige Rolle und bewirkten, dass man die Schulen wirklich als Aarauer Schulen empfand. Köstlich sind die Vornamen vor allem der Mädchen in der älteren Zeit: Seline, Melanie, Fany, Hermine, Adele, Louise, Bianka, Juli, Emilie, Lucie, Jenny, Josefine, Meta, Pauline, Adèle, Alwina, Didy, Ottilie. Daneben gibt es allerdings viele Anna, Ida, Rosa . . . Diese Vornamen rücken die Schülerinnenlisten in eine vergangene Zeit.

Ganz befremdlich ist es, wenn der eigene Name plötzlich erscheint (1906/07). Und weil diese Listen gewissermassen schon historisch sind, begegnet man sich selbst, an allerdings bescheidenster Stelle, als geschichtliche Person.

Die Listen sind anderseits irgendwie erschütternd: Sie sind erdemokratisch, nur die alphabetische Ordnung gilt. Aber der Leser weiss und spürt, wie das Leben ganz anders und ganz un-demokratisch ordnen wird. Es wird viele Namen frühzeitig löschen und vergessen, andere auszeichnen und in lichte Höhen heben.

Die Lehrer und die Behördemitglieder von damals entpuppen sich fast durchwegs als viel jüngere Menschen, als ich je gedacht hätte. Man spürt, dass man als Kind eine gewissermassen statische Auffassung des Lebens hatte. Die Lehrer waren eben Lehrer, seit jeher und für immer; die Grossmütter Grossmütter, sozusagen berufshalber; die Onkeln Onkeln . . . Es war bloss eine Legende, dass sie auch einmal Kinder gewesen waren . . . Und erst recht Legende, dass sie einmal stürben. Natürlich wusste man, dass man selbst auch einmal erwachsen und sogar alt würde, aber erst in so langer Zeit, dass es fast nicht wahr sein konnte.

Merkwürdig ist auch, was in den Berichten steht und was nicht. Dinge, die ein «Schulhistoriker» wissen sollte, werden überhaupt

nicht erwähnt, weil sie für die Zeitgenossen selbstverständlich waren. Anderes wird breit ausgewalzt, das uns heute unwichtig oder selbstverständlich erscheint. Oft werden Probleme aufgegriffen und mit gespreizten Worten vorgebracht, als ob es sich um grösste Entdeckungen handelte; dabei hatten sie wenige Jahre vorher die Gemüter schon erregt. Zukunftsgedanken, Schwierigkeiten und Entdeckungen werden vorweggenommen. In Buchs und in Suhr trug man sich schon im Schuljahr 1906/07 mit dem Gedanken eigener Bezirksschulen. Schon damals zügelten erstaunlich viele Leute von einem Kanton in den andern, wobei für die Schulkinder Anschlusschwierigkeiten erwachsen; besonders wenn eines von einem «Antiqua-Kanton» in unsern «Fraktur-Kanton» zog. Man schrieb damals im Aargau in der Gemeinde- und Bezirksschule Fraktur; ich durfte erst in der dritten Klasse der Bezirksschule für Deutschaufsätze die Antiqua verwenden.

«Grenzprobleme» beschäftigten auch in den vergangenen hundert Jahren ständig Lehrer, Behörden, Eltern und Schulkinder: Wenn über eine Ebene die Grenze zweier Staaten zieht, will niemand einsehen, warum sie nicht etwas gegen das andere Land verschoben sein könnte. Wenn 4,8 als Durchschnittsnote zur Aufnahme an eine höhere Schule berechtigt, bleibt unverständlich, warum 4,75 nicht auch genügen sollte. Und so begriffen 1899/1900 viele Eltern, deren Kinder ein paar Tage nach dem 31. Oktober geboren worden waren, nicht im geringsten, warum diese Kinder nicht mit den vor dem 1. November geborenen in die Schule gehen durften. Man reklamierte, die Frage wurde an den Erziehungsrat gewiesen. Wie er darüber befunden hat, steht nicht in meinen Akten.

Ich habe an einer Bezirksschule erlebt, dass bei der Aufnahmeprüfung 14 Punkte genügten (1 war damals die beste Note). Schulpfleger fanden, dass die Grenze nicht so scharf aufgefasst werden dürfte und dass wenigstens in besonderen Fällen 14½ Punkte auch genügten ... Und weil die besonderen Gründe nicht besonders eindrucksvoll waren und eigentlich nur das Argument gegolten hatte, dass es auf ein halbes «Pünktchen» doch

nicht ankäme, wurden aus «Gerechtigkeit» und «Konsequenz» alle mit $14\frac{1}{2}$ Punkten aufgenommen.

Das nächste Jahr bildeten $14\frac{1}{2}$ Punkte die Grenze. Und da man wiederum kaum einsehen konnte, wieso jemand mit einem halben Punkt mehr unfähig für die Bezirksschule sein sollte, steigerte man auf 15 Punkte.

Und wieder ein Jahr später begannen einige Schulpfleger für $15\frac{1}{2}$ Punkte zu plädieren . . . bis man ihnen die von ihnen selbst geschriebene Geschichte der Aufnahmeprüfungen erzählte.

Charles Tschopp

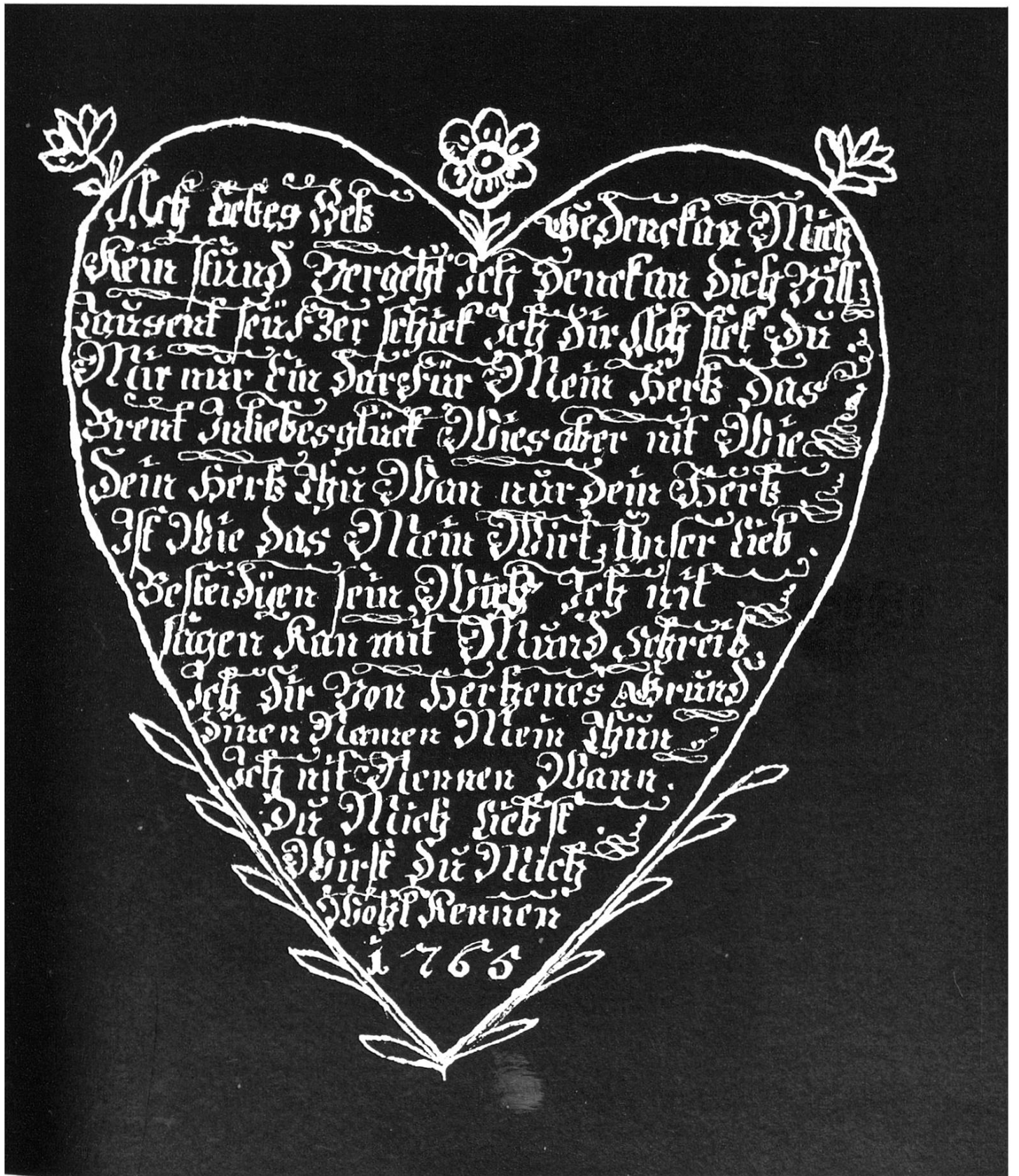


Abb. 1



Dieses Brieflein trag ich fort,
u. leg es ab an einem Ort, allwo die Lieb
e beständig ist. und wie es uns auch Gott vor
e schreibt, in meinem Herzen hat niemand Platz als
Jesus u. auch mein Schatz. Ich rede was wahr ist u. fröhliche
was klar ist u. liebe was fein ist wans schon nicht mein ist
von der Liebe bin ich verwundt. Gegen liebe
wirdt mich gesund, Lieber will ichs leben
enden als mein h von dir abwien:

18. Jen. 11.

Abb. 2